

Wann kommt der ersehnte Impfstoff? Pharmafirmen stehen vor einer grossen Bewährungsprobe | NZZ

Dominik Feldges

10-12 Minuten

Der Erwartungsdruck, der auf den Medikamentenherstellern lastet, ist riesig. Sie sollen in Rekordzeit neue Therapien und Impfstoffe gegen Covid-19 entwickeln. Zum Glück ist die Pharmabranche fit wie kaum ein anderer Wirtschaftssektor.

Man müsse die Corona-Krise jetzt gemeinsam meistern, erklären Manager aus der Pharmabranche unisono.

Thomas Peter / Reuters

Die Pharmabranche verfügt über eine enorme Schlagkraft. Allein die Unternehmen, die aktiv Forschung betreiben und nicht bloss bestehende Substanzen reproduzieren, beschäftigen weltweit rund

2 Millionen Mitarbeiter. Ein bedeutender Teil von ihnen arbeitet in Labors, verteilt vor allem über die USA, Europa, Japan und China. Im vergangenen Jahr beliefen sich die Ausgaben für Forschung und Entwicklung branchenweit laut Schätzungen des Marktforschungsinstituts Evaluate Pharma auf rund 180 Milliarden Dollar. Zum Vergleich: 2010 waren es erst knapp 130 Milliarden gewesen.

Erst diagnostische Tests vorhanden

Und doch präsentiert sich die Pharmabranche im gegenwärtigen Umfeld auffallend hilflos. Sie kann bei der Bekämpfung der Coronavirus-Pandemie weder mit Medikamenten, die erwiesenermassen zu einer raschen Heilung beitragen, noch mit einem fertig entwickelten Impfstoff aufwarten. Das Einzige, was bis anhin vorhanden ist, sind Tests zum Nachweisen des Virus, wobei diese Art von Produkten strenggenommen nicht dem Pharmasektor, sondern der Diagnostik, einem Geschäftszweig der Medizintechnik, zuzurechnen ist.

«Die Pharmabranche ist von der Corona-Pandemie genauso überrascht worden wie jeder andere Wirtschaftssektor», räumen Branchenvertreter im Gespräch freimütig ein. Einige von ihnen führen zur Begründung an, dass neuartige Viren unvermittelt «irgendwo auf der Welt» auftauchen würden, was die frühzeitige Entwicklung von Medikamenten und Impfstoffen extrem schwierig mache, wenn nicht völlig verunmögliche.

Onkologie überstrahlt alles

Allerdings muss sich die Branche auch den Vorwurf gefallen lassen, seit Jahren weder dem Geschäft mit antiviralen Arzneimitteln noch dem mit Impfstoffen grosse Bedeutung zugemessen zu haben. Dies zeigt sich darin, dass Vakzine und die antiviralen Mittel zwar das viert- bzw. das fünftgrösste Produktsegment innerhalb des weltweiten Medikamentenmarkts bilden, im Vergleich mit der dominanten Vermarktung von Krebspräparaten aber gleichwohl bloss Nebenschauplätze darstellen. So erwirtschaftete die Branche laut einer Aufstellung von Evaluate Pharma 2018 einen Gesamterlös von über 120 Milliarden in der Onkologie, während sie – vorab im Bereich der Behandlung von Hepatitis C und von Aids – mit antiviralen Medikamenten knapp 40 Milliarden und mit Vakzinen 30 Milliarden einnahm.

Noch deutlich stärker als bis anhin dürften sich in den kommenden

Jahren die Gewichte zugunsten der Onkologie verschieben. Die Experten von Evaluate Pharma stellten 2019 die Prognose auf, wonach bereits bis 2024 mit einer Verdoppelung der branchenweiten Einnahmen aus dem Geschäft mit Krebsmedikamenten auf knapp 240 Milliarden zu rechnen ist. Die Gesamtumsätze für antivirale Mittel und Vakzine veranschlagten sie auf je rund 40 Milliarden.

Angesichts der formidablen Wachstumsaussichten in der Onkologie überrascht es kaum, dass in den vergangenen Jahren auch die meisten Forschungsgelder diesem Segment und nicht etwa der Behandlung von Viruserkrankungen zugeflossen sind. Ausser bei Aids sowie bei Hepatitis C, wo es der Branche dank neuartigen Therapieansätzen gar gelungen ist, eine Heilung herbeizuführen, ist die Preismacht der Anbieter von antiviralen Präparaten eng begrenzt. Dies hat damit zu tun, dass die meisten der eingesetzten Präparate den Patentschutz längst verloren haben. Zudem werden solche Medikamente verbreitet auch Erkrankten in Entwicklungs- und Schwellenländern verabreicht. Moderne Krebsmittel sind hingegen nach wie vor meist Patienten in Industrieländern vorbehalten, deren Gesundheitssysteme deutlich höhere Ausgaben schultern können.

Ändern die Prioritäten?

Bei Impfstoffen kommt hinzu, dass traditionell damit vor allem Kinder behandelt werden. Gilt es, ganze Jahrgänge durchzuimpfen, dürfen die einzelnen Dosen nur wenig kosten. Vor diesem Hintergrund erstaunt es denn auch nicht, dass sich die meisten Medikamentenhersteller aus dem Geschäft mit Vakzinen zurückgezogen haben. Mittlerweile teilen sich nur vier Unternehmen 80 Prozent des Marktes unter sich auf.

Angesichts der riesigen Herausforderungen, welche die Coronavirus-Pandemie an die Menschheit stellt, fragt sich, ob die Pharmaunternehmen ihre Prioritäten nun ändern werden. Gewisse Anhaltspunkte dafür gibt es, haben Medikamentenhersteller in den vergangenen Wochen doch mit seltener Einigkeit erklärt, alles daranzusetzen, baldmöglichst Therapien und Impfstoffe gegen Covid-19 zu entwickeln.

Weil keine Zeit zu verlieren ist, konzentrieren sich die Anstrengungen bei den Medikamenten naturgemäss auf solche, die bereits auf dem Markt, wenn auch zur Behandlung anderer Erkrankungen, vorhanden sind. Der grosse Vorteil bei diesen Präparaten liegt darin, dass der Nachweis für eine sichere

Verabreichung grundsätzlich bereits erbracht worden ist. Nun muss im Wesentlichen nur noch die Wirksamkeit gegen das neuartige Coronavirus unter Beweis gestellt werden.

Aufwendiger gestaltet sich die Entwicklung von Impfstoffen. Bei ihnen müssen neben der Wirksamkeit auch die Sicherheit und die Verträglichkeit in jedem Fall noch sorgfältig abgeklärt werden – besonders im Hinblick darauf, dass die Vakzine dereinst auch Säuglingen und anderen besonders vulnerablen Teilen der Bevölkerung wie Betagten oder Menschen mit Vorerkrankungen verabreicht werden dürften.

Seltene Einmütigkeit

Ermutigend ist, dass zahlreiche Vertreter des Pharmasektors ihre Reihen fast augenblicklich geschlossen haben. Man müsse die Corona-Krise gemeinsam meistern, erklären Manager aus dieser Branche unisono, die sonst eher im Ruf steht, in endlosen Grabenkämpfen zu stecken.

Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit manifestiert sich in einer Vielzahl von firmenübergreifenden Initiativen. So haben sich beispielsweise fünfzehn Konzerne gemeinsam bereit erklärt, ihre sonst streng gehüteten Datenbanken für Molekülverbindungen für die jeweils anderen zu öffnen. Dadurch hofft man zu erreichen, dass sie rascher für einen möglichen Einsatz gegen Covid-19 durchforstet werden können. Auch gibt es Berichte von Biotechnologiefirmen, deren Forschungschefs sich mehrmals wöchentlich virtuell treffen, um ihre gemeinsamen Bemühungen im Kampf gegen die Pandemie zu koordinieren.

In der Branche ist man selber davon überrascht, wie reibungslos die Zusammenarbeit zwischen sonst rivalisierenden Firmen auf einmal klappt. Auch bei der Produktion scheint der Wille zur Kollaboration gross zu sein. Allerdings ist dies auch bitter nötig, fehlt es doch schon heute häufig an Kapazitäten, um ältere Medikamente wie das Malariamittel Chloroquin zu produzieren, die – aufgrund noch weitgehend anekdotisch beschriebener Erfolge in der Behandlung des Coronavirus – urplötzlich in riesigen Mengen nachgefragt werden.

Noch um mehrere Stufen höher versprechen die Anforderungen bei der Herstellung künftiger Impfstoffe gegen Covid-19 zu werden. Kein Produzent der Welt ist allein in der Lage, dereinst – wie vom Markt wohl verlangt – Milliarden von Dosen für die Versorgung grosser Bevölkerungsteile rund um den Globus zu produzieren.

Pharmafirmen werden zwingend in der Fabrikation miteinander kooperieren müssen.

Zusammenarbeit auch bei Antibiotika?

Der Erfolgsdruck, der nun auf dem Pharmasektor lastet, ist gewaltig. Die Öffentlichkeit erwartet zu Recht, dass er in Rekordzeit wirksame Therapien und Impfstoffe gegen das Coronavirus bereitstellen wird. Eine andere Frage ist, ob die nun herrschende Einmütigkeit in der Branche auch über die Krise hinaus Bestand haben wird. Davon ist kaum auszugehen, obschon es gewisse Hoffnungen gibt, dass die Pharmaunternehmen aus den jetzigen Erfahrungen lernen und auch in anderen Gebieten mit dringendem medizinischem Bedarf wie der Entwicklung neuer Antibiotika verstärkt zusammenarbeiten werden.

Ausser in Krisenzeiten sind firmenübergreifenden Kooperationen allein aus wettbewerbsrechtlichen Gründen enge Grenzen gesetzt. Sich beispielsweise untereinander über Preise oder den Zeitpunkt der Lancierung neuer Produkte abzusprechen, ist streng verboten. Ein fairer Wettbewerb schützt in erster Linie die Konsumenten. Ohne scharfe Konkurrenz hätte die Branche aber auch das hohe Innovationstempo, das sie in den vergangenen Jahren vor allem bei Krebsmitteln an den Tag gelegt hat, niemals halten können.

Keine neuen Fesseln

Die Pharmafirmen müssen so gesehen auch nach der Krise ihre Kräfte frei miteinander messen können. Nur so entstehen vielversprechende neue Therapien. Vollkommen kontraproduktiv wäre es hingegen, den Unternehmen in ihren ohnehin stark regulierten Märkten nun zusätzliche Fesseln anzulegen.

Im gegenwärtigen Umfeld ist die Versuchung für Regierungen gross, im Sinne einer Kriegswirtschaft ganze Wertschöpfungsketten in nationale Strukturen zu pressen oder gar in staatliche Hände überzuführen. Wer solches fordert, nimmt in Kauf, dass eine noch immer ausserordentlich fitte Branche nicht nur ihre finanzielle und operative Schlagkraft einbüßen würde. Mit Sicherheit wäre auch die Innovationsfähigkeit bei weitem nicht mehr dieselbe wie vorher.